

Der Humor in Deutschland ist am Ende

Dieter Nuhr macht sich über Heterofatalismus lustig, und der Herdenjournalismus erklärt ihn zur Unperson. Von Claudia Schwartz

Dieter Nuhr hat einen Witz gemacht. Er ist Kabarettist. Witze machen ist sein Beruf. Nun hat er einen Sturm der Empörung am Hals. Der tobt nicht nur auf den üblichen Plattformen, sondern führt seit Tagen auch zu aufgeregter Empörung in der breiten deutschsprachigen Medienlandschaft. Die Schlagzeilen: «Dieter Nuhr will Witze über Gewalt an Frauen nicht so gemeint haben», schwurbelt der «Spiegel». «Witz über Femizide, Dieter Nuhr hat nichts verstanden», schwurbelt NTV. «Satiriker Dieter Nuhr erzürnt die Gemüter mit Femizid-Spruch», schwurbelt der «Blick». Dabei erzählen alle etwa die gleiche Geschichte, was Nuhr angeblich in der jüngsten Spezialausgabe seiner Sendung «Nuhr im Ersten» Unbotmässiges gesagt haben soll. Und die geht zusammengefasst so: Nuhr habe in Bezug auf «Femizide», also Mord an Frauen, weil sie Frauen sind, den Frauen selber die Schuld gegeben, somit eine Täter-Opfer-Umkehr betrieben und Opfer und deren Angehörige verhöhnt.

Das hat er natürlich so nicht gesagt. Weil Dieter Nuhr ja nicht auf den Kopf gefallen ist. Nuhr hat weder «Witze über Gewalt an Frauen» noch «über Femizide» gemacht. Der Begriff «Femizid», der nun im Kreis herumgereicht wird, kommt in dem Beitrag nirgends vor. Tatsächlich hat sich Nuhr lustig gemacht über Feministinnen, die uns weismachen wollen, dass, statistisch betrachtet, der eigene Partner ein potenzieller Mörder sei.

Hüter der Moral?

Nuhr geht es in dem Auftritt um die derzeitige Gender-Debatte, die Männer pauschal für «strukturell» toxisch erklärt, sich damit einen pseudowissenschaftlichen Anstrich gibt, um dann alle Männer in den gleichen Topf der Achtung zu werfen. Damit klar war, was gemeint ist, blendete man als Beispiel eine Sendung des ZDF-Talks «Unbubble» ein, bei der die Frage «Sind alle Männer scheisse?» im Zentrum stand. Diese Frage, ob alle Männer scheisse seien, sei ungefähr auf dem Niveau wie jene, ob Frauen einparkieren könnten, führte Nuhr ins Feld.

Jeder Frauenmord sei natürlich einer zu viel, das sei doch «keine Frage». Aber es gebe in Deutschland eben zig Millionen Männer, und «die Wahrscheinlichkeit, in einer Beziehung auf einen Frauenmörder zu treffen, ist praktisch null», sagte Nuhr. Damit zielte er auf jene selbsterklärt heterofatalistischen Feministinnen ab, die in letzter Zeit in Geschlechterbeziehungen grundsätzlich eine «real existierende



Hat Dieter Nuhr die Opfer von Gewalt an Frauen verhöhnt, wie die Medien behaupten?

MARCUS SIMAITIS / LAIF

Lebensgefahr» zu sehen pflegen, in die Frauen sich begäben, «sobald» sie «eine Paarbeziehung mit einem Mann eingehen». So stand es in der «Süddeutschen Zeitung» («SZ») zu lesen.

Nuhr zitierte die Autorin mit den Worten: «Weshalb sollte ich mein Leben mit jemandem teilen, der mich statistisch schlägt oder sogar tötet?» Er illustriert damit, wie in woken Kreisen Statistiken mittlerweile gerne dazu herangezogen werden, die eigenen Thesen pseudowissenschaftlich zu belegen, und sei das Ganze auch noch so schräg. Eine vornehme Aufgabe der Satire ist es, manches Weltbild zu erschüttern. Die «SZ» hat hier eine Steilvorlage geliefert.

Den feministischen Verhältnisblödsinn, der mittlerweile vor jedem Vertreter des männlichen Geschlechts warnt, liess Nuhr schliesslich in einer absurden Pointe aufgehen: «Zur Sicherheit wäre es nicht schlecht, wenn man den Partner vor dem Geschlechtsverkehr erst einmal kennenlernt. Vielleicht einfach mal fragen, ob er nebenberuflich als Frauenmörder tätig ist.» Nichts von Femizid-Witz, nichts von Gewalt-gegen-Frauen-Witz, sondern ein Absurdum, das auf ein Absurdum antwortet.

Aber nun steht diese Nummer plötzlich für etwas ganz anderes als Feminismus plus Statistik. Es stellt sich hier einmal mehr die Frage, wie viel Humor

in der von Wokeismus beseelten Gesellschaft noch geht. Und: Sehen sich die Medien in erster Linie als Hüter der Moral, die Andersdenkende in ein dubioses Licht stellen, um sie einzuschüchtern? Schlagzeilen wie «Wo ist die Cancel Culture, wenn man sie braucht» («Kölner Stadt-Anzeiger») lassen wenig Interpretationsspielraum. «Dieter Nuhr ist kein Komiker mehr», titelt die «FAZ» und unterstellt Nuhr eine «Relativierung von Femiziden». Solchem Wutjournalismus geht es nicht um die Rettung der Frauen, sondern um Rufmord.

Den Vogel schiesst diesbezüglich NTV ab. Der Sender will auch berichten und vermeldet nebenbei, Nuhr be-

finde sich derzeit in den Ferien in Frankreich, «ausgerechnet dem Land, in dem vor wenigen Monaten ein Mann verurteilt wurde, der seine Frau über Jahre betäubte und fremden Männern im Internet für Vergewaltigungen anbot». Zack, ist Nuhr in die Nähe des Falls Gisèle Pelicot gerückt. So arbeiten deutsche Medien mittlerweile. Wo Journalisten sich berufen fühlen, über das Existenzrecht eines Satirikers zu entscheiden, so, wie man in sozialen Netzwerken den Daumen hebt oder senkt, ist die öffentliche Debatte tot.

Schwierige Zeiten für Satire

«Comedy is a man in trouble» lautet ein berühmtes Zitat von Jerry Lewis. Man wünschte sich, Dieter Nuhr könnte über das Ganze lachen. Dem ist bedauerlicherweise aber nicht so. Im Gegenteil gibt der Kabarettist als Folge der schweren Vorwürfe auf seinem Facebook-Account eine sehr lange Erklärung ab, was er gesagt hat und was er nicht gesagt hat. Jeder, der mit Kabarettisten spricht, weiss, wie schwierig Satire mittlerweile geworden ist. Mit Dieter Nuhr fühlt sich nun einer der Grossen des Fachs gezwungen, sich zu erklären. Dabei könnte jeder, den die Geschichte interessiert, einfach die ARD-Sendung vom 18. Juni in der Mediathek anschauen.

Wenn allerdings Kabarettisten nachlegen müssen, wie es gemeint war, ist der Humor in Deutschland am Ende. Heute sind es die Vertreter einer entgleisten Genderdebatte, die entscheiden wollen, wer was sagen darf, wo Humor anfängt und wo er endet. Und wer ist es morgen? Ein Feminismus aber, der jeden Mann unter Generalverdacht stellt und in ihm einen potenziellen Übeltäter sieht, relativiert Femizide mehr, als jeder noch so dumme Witz es könnte.

Von Dieter Nuhr, einem frühen Mitglied der Grünen Partei, stammt ein Beitrag im kürzlich erschienenen Sammelband «Wenn das Denken die Richtung ändert». Darin erklären Intellektuelle, «warum wir nicht mehr links sind». Über seine zunehmende Distanz zu den Linken schreibt Nuhr: «In den 90ern festigte sich mein Bild von einer Linken, die alles andere als dem Ideal entsprach, das sie von sich selbst entwarf. Sie war heuchlerisch, intolerant und alles andere als sozial.» Und: «Bei der Linken hat differenziertes Denken keine Heimat mehr.» Diesen geistigen Niedergang versucht er in seinem Sketch nachvollziehbar zu machen. Der Rachefeldzug folgt sofort und ventiliert genau jene Undifferenziertheit und Intoleranz, die Nuhr beschreibt.

Ein grandioses Gebirge namens Bach

Rudolf Lutz und die St. Galler Bach-Stiftung sind mit ihrem Kantatenprojekt auf der Zielgeraden und finden dafür zunehmend Anerkennung

REGINE MÜLLER, LEIPZIG

Vor kurzem hat er es wieder allen gezeigt: Als Rudolf Lutz Anfang Juni zusammen mit Chor und Orchester der J.-S.-Bach-Stiftung St. Gallen in Leipzig gastiert, um an der ehemaligen Wirkungsstätte des Thomaskantors die Bach-Medaille der Stadt entgegenzunehmen, verspätet sich bei der Feier ausgerechnet der Oberbürgermeister. Michael Maul, der Intendant des Bachfestes, muss improvisieren. Geistesgegenwärtig ruft er Rudolf Lutz auf der Orgelmpore zu, er möge die Wartezeit doch bitte musikalisch überbrücken. Mancher Preisträger wäre von solch einem Ansinnen kalt erwischt worden. Lutz ist jedoch nicht nur ein origineller Interpret, sondern auch ein begnadeter Improvisator.

Ohne Zögern legt er los und beginnt aus dem Stand mit einer Improvisation, aus der man das Thema der Bach-Kantate «Ach wie flüchtig, ach wie nichtig» heraushören kann. Anspielungsreich sprudelt der Gedankenstrom immer weiter, dann erscheint endlich das Stadtoberhaupt, und Lutz fädelt sich elegant

ein in die vorgesehenen Werke von Purcell und Jeremiah Clarke. Ein Clou – die Veranstaltung ist gerettet, und eine besondere Kostprobe des Preisträgers hat das Publikum auch bekommen.

«Man hört nur zweimal»

In den folgenden Reden wird Lutz' vielfältiges Wirken in den höchsten Tönen gepriesen. Michael Maul geht besonders auf die Kantatenkonzerte der Bach-Stiftung St. Gallen ein, die einem bestimmten Ritual folgen: Auf eine erste Aufführung folgen eine ausführliche Werk-einführung sowie eine weiterführende Reflexion etwa durch einen Literaturwissenschaftler. Dann erklingt die Kantate ein zweites Mal. Maul beneidet Lutz um die Idee der zweiten Aufführung und dichtet kurzerhand den James-Bond-Filmtitel «Man lebt nur zweimal» um in «Man hört nur zweimal».

Lutz führt das Prinzip im Konzertteil der Veranstaltung dann eigenhändig vor, und zwar auf besonders gewitzte Weise: Auf die Aufführung der Kantate «Weichet nur, betrübte Schatten» lässt er

eine Einrichtung ebendieses Werks als Pfingstkantate folgen, nun unter dem Titel «Tröstet euch, verzagte Seelen». Deren Text hat Anselm Hartinger, der Spiritus Rector der Bach-Stiftung, im barockisierenden Stil geschrieben; das musikalische Arrangement besorgte Lutz. Das eingespielte Duo illustriert damit das sogenannte Parodieverfahren, bei dem ein existierendes Werk mit einem neuen Text versehen wird. Hier wirkt das Ergebnis so stimmig, dass Michael Maul augenzwinkernd anmerkt, dies sei wohl ein unbekanntes Werk Bachs aus «seiner St. Galler Zeit».

Bach war allerdings nie in der Schweiz. Und Lutz selbst war eher ein Spätberufener in Sachen Bach. «Meine Grossmutter, die eine tolle Musikerin war, hasste Bach, es klang ihr wie Nadelstiche», erzählt er bei einer Begegnung am nächsten Morgen. Es war die Idee seines Stif-tungskompagnons Konrad Hummler, ihn mit der Mammutaufgabe einer Gesamtauf-führung und -einspielung des Bach-schen Vokalwerks zu betrauen, die vor-aussichtlich Mitte 2028 nach über 25 Jah-ren abgeschlossen werden kann. ««Bist

du wahnsinnig?», habe ich damals gesagt. «Lass mich bei meinem Jazz, meiner Volksmusik, meinem Brahms und meiner Mozart-Lust!» Aber dann habe ich zugesagt und habe ein grandioses Gebirge kennengelernt.» Ihm sei bald klargeworden, «dass da mehr drin ist als grosse Kontrapunktik. Es ist eben auch eine Botschaft.»

Eigentlich nie fertig

Deshalb zielt Rudolf Lutz bei seiner Bach-Interpretation besonders auf das Zusammenspiel der Texte mit der Musik. Es sind Texte, die in ihrem Ausdrucks-furor und ihrer bilderreichen Metaphorik heute seltsam klingen mögen. Lutz hält die Texte dennoch für unterbewertet: «Natürlich ist es eine barocke Lyrik von mehr oder weniger guten Dichtern, aber sehr sorgsam, immer auf die Perikope bezogen. Damals kannte man sich damit besser aus, dieses Insidertum ist fast verlorengegangen. Aber diese Beziehung zum glaubenden Menschen – das hat mich tief beeindruckt und bewegt. Also wurde ich vom reformierten Agnos-tiker zum gottesfürchtigen Agnostiker.»

Für die Erschliessung der über 220 erhaltenen Bach-Kantaten geht Lutz systematisch vor, hört erst den Text zehn bis zwanzig Mal. Denn er müsse erst den Text verstehen, die «Idee der Kantate», wie er es nennt. «Ich bin eigentlich nie fertig», gibt er zu. Die Idee mit dem zweimaligen Hören hat daher auch etwas mit dieser Einsicht zu tun: nie fertig zu werden mit diesen Kunstwerken aus Wort und Klang.

Stilistisch möchte sich der Bach-Interpret Lutz nicht selber einordnen in gegenwärtige Strömungen: «Ich überlasse das eher den Kritikern. Aber ich würde sagen, ich bin eher ein energetisch intensiver Musiker. Ich liebe auch einmal ein schnelles Tempo. Mir ist die Balance extrem wichtig, die Transparenz, das musikalische Feuer.» Im Zusammenspiel mit seinem Ensemble verstehe er sich nicht als dominierenden Chef, sondern eher als Primus inter Pares, sagt er. Über Lutz' Bach-Interpretationen schwebt ein Geist ansteckender Leichtigkeit und heiterer Experimentierlust: «Ich bin ein Homo ludens – der sich im Zusammenspiel entwickelnde Mensch. Wenn das gelingt, ist es etwas sehr Schönes.»